

(Nachdruck verboten.)

31) Zoma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Alara Brauner

Uchtischtschew schmiegte sich an seine Dame, hörte zu und strahlte vor Vergnügen. Der Herr mit dem Backenbart und Swanzew tranken Wein und flüsterten leise über etwas, indem sie sich zu einander neigten. Die rothaarige Frau betrachtete nachdenklich Uchtischtschews Hand, die sie festhielt, und das lustige Mädchen war traurig geworden, senkte den Kopf tief und hörte, ohne sich zu rühren, auf das Lied, als sei sie davon verhext. Vom Feuer kam ein Bauer herüber. Er ging vorsichtig über die Bretter, indem er sich auf die Fußspitzen hob, seine Hände waren auf dem Rücken gekreuzt, und das breite, bärtige Gesicht hatte sich ganz in das Lächeln der Bewunderung und einer naiven Freude aufgelöst.

„Ach, fühle doch nur, mein Varsche.“

bat Wassja traurig und wiegte den Kopf. Und ihre Schwester beugte die Brust vor, warf den Kopf noch höher auf und schloß das Lied mit triumphierenden, mächtigen Tönen:

„Wie das Sehnen der Liebe ist!“

Als sie zu Ende war, blickte sie stolz um sich, setzte sich neben Zoma und umfaßte seinen Hals mit ihrer starken, festen Hand.

„Nun, ist das Lied schön?“

„Wunderschön ist's!“ sagte Zoma seufzend und lächelte ihr zu.

Das Lied hatte seinem Herzen den Durst nach Liebeslungen eingefloßt, und es bedte, noch von den schönen Tönen erfüllt, doch bei der Verführung ihrer Hand wurde es ihm peinlich, und er schämte sich vor den Leuten.

„Bravo! Bravo, Alexandra Saweljewna!“ schrie Uchtischtschew, und alle andern klatschten in die Hände. Doch sie beachtete das nicht und sagte, indem sie Zoma stürmisch umfaßte:

„Schenke mir also etwas für das Lied.“

„Gut, ich werde Dir etwas schenken,“ willigte Zoma ein.

„Was denn?“

„Sage mir . . .“

„Ich werde es Dir in der Stadt sagen. Und wenn Du mir schenkst, was ich will, o, wie werde ich Dich dann lieben!“

„Für das Geschenk?“ fragte Zoma mißtrauisch lächelnd. „Du solltest mich auch so lieben.“

Sie blickte ihn ruhig an, überlegte eine Sekunde lang und sagte entschlossen:

„Dazu ist's noch zu früh. Ich werde nicht lügen, wozu sollte ich Dir etwas vorlügen? Ich sage es gerade heraus — ich liebe des Geldes und der Geschenke wegen. Denn die Männer haben nichts außer Geld. Sie können nichts geben, was mehr wäre als Geld, nichts, was Wert hätte. Ich weiß das schon. Man kann auch so lieben, ja. Warte, ich werde Dich näher anschauen und werde Dich vielleicht ohne Geld lieben. Aber vorläufig darfst Du's mir nicht übel nehmen, ich brauche bei meinem Leben viel Geld.“

Zoma hörte ihr zu, lächelte und fuhr von der Nähe ihres festen, schlanken Körpers zusammen. Swanzews mürrische, klanglose, langweilige Stimme drang ihm in die Ohren:

„Ich liebe nicht und begreife nicht die Schönheit des vielgepriesenen russischen Liedes. Was erklingt denn darin? Wolfsgelächel, etwas Hungriges und Wildes. Das ist ein Jammern von Hund, überhaupt eine Schweinerei. Es ist nichts Lustiges darin, kein Chic, keine lebendigen, belebenden Töne. Nein, hören Sie nur zu, wie ein französischer Bauer singt, ah! Oder ein Italiener.“

„Erlauben Sie, Zwan Nikolajewitsch!“ rief Uchtischtschew entrüstet aus.

„Ich muß zugeben — das russische Lied ist eintönig und trübe, es fehlt darin, wissen Sie, der Glanz der Kultur“, sagte verdrossen der Mann mit dem Backenbart, indem er seinen Wein aus dem Glase schlürfte.

„Dafür ist aber immer ein lebendiges Herz darin“, bemerkte die rothaarige Dame, die eine Apfelsine schälte.

Die Sonne ging unter. Sie senkte sich über dem flachen Ufer weit hinter dem Wald hinab, färbte ihn ganz mit Purpur und warf auf das dunkle, kalte Wasser rosige und goldige Flecken. Zoma blickte dorthin, auf dieses Spiel der Sonnenstrahlen, beobachtete, wie sie zitternd über das stille, einsame Wasserthal huschten, und indem er mit dem Ohr Bruchstücke des Gespräches auffing, stellte er sich die Worte als einen Schwarm von dunkeln Faltern vor, die eilig in der Luft schwirrten. Sascha hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und flüsterte ihm etwas zu, worüber er errödete und verlegen wurde, indem er fühlte, daß es in ihm den Wunsch wachrief, diese Frau heftig zu umarmen und sie ohne Aufhören zu küssen. Außer ihr interessierte ihn niemand von den hier anwesenden Menschen. Swanzew und der Herr mit dem Backenbart waren ihm vollends unausstehtlich.

„Was glohst Du so, he?“ hörte er Uchtischtschew scherzhaft streng ausrufen.

Der Bauer, den Uchtischtschew so anschrte, zog die Mühe vom Kopf, schlug sich damit aufs Knie und erwiderte lächelnd:

„Ich bin gekommen, um der Gnädigen zuzuhören.“

„Was, singt sie gut?“

„Und ob!“ sagte der Bauer und musterte Sascha mit entzückten Augen.

„Das glaub' ich!“ rief Uchtischtschew aus.

„Die Gnädige hat viel Kraft in ihren Brüsten,“ sagte der Bauer und wiegte den Kopf.

Die Damen lachten, und die Herren richteten zweideutige Worte an Sascha.

Sie hörte ruhig zu und fragte den Bauer, ohne auch nur ein einziges Wort zu erwidern:

„Singst Du?“

„Wie wir so singen!“ und er machte eine abwehrende Bewegung.

„Welche Lieder kennst Du?“

„Verschiedene, ich singe gern.“

Und er lächelte, wie um sich zu entschuldigen.

„Wollen wir zusammen singen?“

„Wie kann ich denn! Was sind wir für ein Paar?“

„Nun, sang nur an.“

„Kann ich mich sehen?“

„Komm her, zum Tisch.“

„Das wird lustig!“ rief Swanzew aus und machte eine Grimasse.

„Wenn es Sie langweilt, so gehen Sie ins Wasser,“ sagte Sascha zu ihm, und ihre Augen funkelten zornig.

„Nein, das Wasser ist kalt“, antwortete Swanzew, dem es bei ihrem Blick unbehaglich wurde.

„Wie Sie wollen!“ und Sascha zuckte die Achseln. „Es wäre aber schon Zeit für Sie, es giebt jetzt auch viel Wasser, Sie würden es durch Ihren faulen Körper nicht verderben.“

„Pfui, wie geistreich,“ zischte der junge Mann, indem er sich von ihr abwandte, und sagte verächtlich:

„In Rußland sind sogar die Kokotten groß.“

Er sprach zu seinem Nachbar, doch dieser antwortete nur mit einem betrunkenen Lächeln. Uchtischtschew war auch betrunken. Er blickte mit blöden Augen in das Gesicht seiner Dame, murmelte etwas und hörte nichts. Die Dame mit dem Vogelgesicht pickte Bonbons und hielt die Schachtel dicht vor der Nase. Pawlujka ging an den Rand des Kloßes, blieb dort stehen und warf Apfelsinenschalen ins Wasser.

„Ich habe noch nie an einer so sinnlosen Spazierfahrt und Gesellschaft teilgenommen,“ sagte Swanzew jammern und war zufrieden, daß dieser hinaufgelaufene häßliche Mensch sich langweilte, und daß Sascha ihn beleidigt hatte. Er blickte seine Fremdin zärtlich und beifällig an, — es gefiel ihm, daß sie mit allen so geradeheraus sprach und sich so stolz wie eine richtige Dame von Stand benahm. Der Bauer setzte sich auf die Bretter zu ihren Füßen, umfaßte seine Knie mit den Händen, erhob sein Gesicht zu ihr und hörte ihr ernst zu.

„Du mußt die Stimme heben, wenn ich sie senke, verstehest Du?“

„Ja, ich verstehe, aber nur eines . . . Gnädige! Du solltest mir ein Gläschen vorsehen, um mir Mut zu machen.“

„Zoma, schenk ihm ein Glas ein!“

Und als der Bauer getrunken hatte, sich voll Behagen räusperte, sich die Lippen leckte und sagte: „Jetzt geht es schon“ . . . kommandierte sie mit gerunzelten Brauen:

„Zange an!“

Der Bauer machte einen schiefen Mund, erhob die Augen zu ihrem Gesicht und begann mit hoher Tenorstimme:

„Ich kann nicht tri—inten und kann nicht schluden.“

Sascha fuhr mit dem ganzen Körper zusammen und schluchzte, gleichsam in furchtbarer Sehnsucht bebend:

„Die Seele nimmt keinen Wein auf.“

Der Bauer lächelte süß, schüttelte den Kopf und erfüllte die Luft mit einer zitternden Welle hoher Töne:

„Ach, es ist Zeit, daß ich Abschied nehme.“

Und die Frau stöhnte und weinte zitternd und sich windend:

„Ach, ich muß all die Meinen verlassen!“

Der Bauer senkte die Stimme, wiegte sich hin und her und recitierte mit einer erstaunlichen Ausdruckskraft von Trauer:

„Ach, ich muß in die Fremde ziehen!“

Als die beiden Stimmen sich bange und schluchzend in die Stille und Frische des Abends ergossen, war es, als ob alles ringsumher wärmer und besser würde; alles schien ein gramvolles Lächeln des Mitleids für den Schmerz des Menschen zu haben, den eine dunkle Kraft aus dem heimatischen Nest in die Ferne zieht, wo schwere Arbeit und Erniedrigung seiner harret. Es schienen keine Töne, kein Lied zu sein, es war, als ob die heißen Thränen des menschlichen Herzens, die sich in diese Klage ergossen, die Luft ganz erfüllten. Endloses Sehnen und Leiden, von den Schwüren der Seele und des Leibes, die im Kampf mit dem erbarmungslosen Leben ermattet waren, bohrender Schmerz der Wunden, die dem Menschen von der eisernen Hand der Not geschlagen wurden, das alles war in den einfachen, schlichten Worten enthalten und wurde in unaussprechlich bangen Tönen dem fernen, leeren Himmel mitgeteilt, der für niemand und für nichts ein Echo hat.

Joma wich vor den Singenden zurück und blickte sie mit einem Gefühl an, das der Furcht ähnlich sah; das Lied drang ihm wie ein kochender Strom in die Brust, und die wilde Kraft des Grams, der darin enthalten war, presste ihm schmerzhaft das Herz zusammen. Er hatte ein Gefühl, als würden aus seiner Brust gleich Thränen stürzen, an seiner Kehle zerrte etwas, sein Gesicht zuckte. Er sah wie im Nebel Saschas schwarze, unbewegliche, finstere leuchtende Augen, sie erschienen ihm riesengroß und wurden immer größer. Und ihm war, als sei das nicht der Gesang dieser beiden Menschen, sondern als singe und schluchze, zittere und bebe alles ringsherum in den Qualen der Trauer, stürme wild irgendwo hin, ergieße sich in heißen Thränen, und als sei alles Lebendige in der festen Umarmung der Verzweiflung vereint. Er selbst singt mit allen, mit den Menschen, mit dem Fluß und dem fernen Ufer, von dem schwere Seufzer herüberdringen und mit dem Lied verschmelzen.

Jetzt kniet der Bauer nieder, er blickt Sascha an, indem er die Hände schwingt, und sie neigt sich zu ihm und wiegt den Kopf, im Takt mit den Schwingungen seiner Hände. Sie singen beide ohne Worte, nur mit Tönen, und Joma kann noch immer nicht glauben, daß es nur zwei Kehlen sind, die dieses Stöhnen und Schluchzen mit einer so erschütternden Macht in die Luft ergießen.

Als sie zu Ende waren, blickte er sie, vor Erregung zitternd, mit thränennassem Gesicht an und lächelte traurig.

„Nun, hat es Dich gepackt?“ fragte Sascha. Sie war blaß vor Müdigkeit und atmete schwer und rasch. Joma sah den Bauer an. Dieser wischte sich seine schweißige Stirn ab und blickte mit so verblüfften Augen um sich, als begreife er nicht, was geschehen war.

Es war still. Alle saßen unbeweglich und schwiegen.

„O Gott!“ seufzte Joma und erhob sich. „Ach, Sascha! Du, Bauer?! Wer bist Du?“ schrie er fast.

„Ich bin der Stjepan,“ sagte der Bauer verlegen lächelnd und erhob sich. „Ich bin der Stjepan . . . wie sollte es denn anders sein?“

„Wie Du singst! Ach!“ rief Joma staunend aus und stampfte erregt auf demselben Fleck herum.

„A—ach, Euer Gnaden!“ seufzte der Bauer und sagte leise und überzeugend: „Wenn der Gram ihn treibt, wird der Dachs wie eine Nachtigall singen . . . Warum die Gnädige aber so singt, das weiß Gott allein . . . und sie singt mit

allen Andern . . . so, als wollte sie sich hinlegen und vor Schmerz sterben! So eine Gnädige!“

„Es wurde sehr gut gesungen!“ sagte Uchtischschew mit betrunkener Stimme.

„Nein, der Teufel weiß, was das ist!“ schrie plötzlich Swanzew gereizt und fast weinend, indem er aufsprang.

„Ich wollte eine Spazierfahrt machen, wollte mich amüsieren, und hier hält man mir eine Seelenmesse! . . . Was das für ein Unstun ist! Ich will nicht länger bleiben . . . ich fahre fort!“

„Jean! Ich fahre mit, ich langweile mich auch,“ erklärte der Herr mit dem Badenbart.

„Wassa!“ rief Swanzew seiner Dame zu. „Zieh' Dich an!“

„Ja, es ist Zeit aufzubrechen,“ sagte die rothaarige Dame ruhig zu Uchtischschew. „Es ist kalt, und es wird schon bald dunkel sein.“

„Stjepan, räume alles zusammen!“ kommandierte Wassa.

Alles kam in Bewegung, alle begannen zu sprechen; Joma blickte sie verständnislos an und zitterte. Die Menschen gingen wandelnd, bleich und müde über die Flüsse und sagten einander etwas Sinnloses und Unzusammenhängendes. Sascha stieß sie, ohne Umstände zu machen, indem sie ihre Sachen zusammensuchte.

„Stjepan! Laß die Wagen kommen!“

„Und ich . . . werde noch Cognac trinken . . . wer will noch Cognac mit mir trinken?“ lallte der Herr mit dem Badenbart mit seliger Stimme, eine Flasche in der Hand haltend.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Berliner Dialekt.

Wie die besondere lokale Färbung der Volkssprache zu ihrer Entwicklung Jahrhunderterte bedurfte und dabei abhängig war von gesellschaftlichen und politischen Ereignissen, Mischung der Bevölkerung, Veränderungen der lokalen Umgebung, so verliert die Volkssprache in langen Zeiträumen, durch die gleichen Umstände, auch ihre lokalen Besonderheiten wieder und vermischt sich mit dem gesamten Sprachcharakter. Letzteres ist jetzt mit dem Dialekte der Fall, den der „richtige Berliner“ spricht.

Die Blüte dieses Dialektes hing eng zusammen mit einer gewissen Verfassung Berlins. Ueber diese sind wir heute längst hinaus. Berlin ist Weltstadt geworden und der geborene Berliner verschwindet heute unter der Masse der Zugzöler aus allen Teilen des Reiches, aus denen sich die Einwohnerschaft zusammensetzt. Der Sinn haftet nicht mehr jahrelang an einzelnen Erscheinungen des Straßenbildes, an Denkmälern oder lokalen Persönlichkeiten und läßt daran seinen Biß, der hernach im Wortschatz haften bleibt. Das rasche Wachstum der Stadt, die bunte Mannigfaltigkeit, der plötzliche Wechsel des lokalen Lebens üben auf die Sprache ihren Einfluß und nehmen ihr langsam alle Eigentümlichkeiten.

Wie das Wiener Café über die Berliner Konditorei, das Münchener Bierhaus über die Weißbierstube gesiegt hat, so hat die sprachliche Eigentümlichkeit der Zugzöler aus allen Teilen des Reiches über den Berliner Dialekt gesiegt. Als besonders stark in Bezug auf die sprachliche Einwirkung hat sich die Zuwanderung aus dem Osten erwiesen, sowie das Aufstauen der Wiener in der Berliner Literatur. Der gemütliche Wiener Dialekt hat dem Berliner Biß viel von seinem herben Charakter genommen und ihn freundlicher, harmloser gemacht.

Auch fehlen dem früheren unverfälschten Berliner Dialekt, dem „mit Spreewasser jedomsten“ Berliner Wortwitz heute seine Träger. Was in den Moabit Gerichtsverhandlungs-Verichten oder den Wochenplaudereien mancher Blätter als Berliner Biß und Dialekt sich giebt, mag sich ja wohl recht lustig lesen, ist aber nicht mehr jener charakteristische, auf einen engen Lokalkreis abgestimmte Biß, wie ihn Adolf Glasbrenners Schriften und David Kalisch's Poffen so prächtig festgehalten haben. Völlends was sich in den Berliner Ausstattungs-theatern, inmitten des auf das Auge berechneten Trifolitters als „Berliner Biß“ breit macht, ist ein charakterloses, aus Bißblättern und Couplets zusammengetragenes Konglomerat, selten ein Funke von Geist und in dem glänzenden Pflittergewirb steht es wie ein armseliger Bettler da. Der Edensfeher, der Weißbierphilister, der junge Kaufmannsgehilfe, das uralte Dienstmädchen, die Rixdorfer Gemüßfrau vom Haleschen Thor, der Berliner Schusterjunge, alle diese Träger und Macher des Berliner Lokaltwises und seiner Sprache sind im Weltstadtdetriebe untergegangen und so fehlen heute die Bedingungen, die sie auf dem Gebiete des Dialektes wieder herrschend machen könnten.

Eine eigentliche Geschichte hat der Berliner Dialekt nicht. In keiner Zeit hat er sich durch eine solche Reinheit ausgezeichnet oder durch besonders hervorragende Eigentümlichkeiten. An sich ist dieser

Dialekt zu allen Zeiten ein Gemisch von Hoch- und Niederdeutschem gewesen und wie dieses Gemisch sich im einzelnen vollzogen hat, wird sich wohl überhaupt nur schwer feststellen lassen. Dagegen lassen sich noch heute mancherlei Einflüsse der aus Niederdeutschland erfolgten Kolonisation erkennen. Die älteste niederdeutsche Urkunde in Berlin stammt aus dem Jahre 1484. In einer Berliner Weihnachtskomödie aus dem Jahre 1589 sprechen die Leute aus dem Volke schon „berlinisch“ mit „dei“ und „wat“. Ein Halberstädter, der 1727 und 1733 Berlin besuchte, hörte schon das „Spüte dir een Häpfen“ und: „Det wesch id alleene nich“. Doch waren diese Ausdrücke wohl auch Gemeingut, denn über die Hälfte der Worte und Redensarten des Berliner Dialektes wurde gleichzeitig auch andernwärts gesprochen, sie haben ihren Ursprung nicht in Berlin, sondern ganz allgemein im Niederdeutschen.

Der Berliner Dialekt hält die Mitte zwischen Hoch- und Plattdeutsch, er ist aber „durch den Einfluß der Schriftsprache und der Nachbar-dialekte so sehr mit den verschiedenartigsten Elementen vermischt, daß von einer Regelmäßigkeit in dem Verhältnis zu den Hauptdialekten nicht mehr die Rede sein kann,“ wie ein Dialektforscher sehr zutreffend sagt.

Wie jeder Dialekt, so wird auch der Berliner durch die Laute gemacht. Die Kehllaute, Lippenlaute, Nasenlaute, Zungenlaute sind es, die der Sprache die dialektische Färbung geben. Seine eigentliche Würze aber erhält der Dialekt erst durch den Witz, der die biffig-komischen Urteile oder die vollständigsten Unprägungen fremder oder technischer Ausdrücke bringt. So z. B. „Ziebjarre“ statt Cigarre, „Zantippe“ statt Kantippe, „verrameniert“ statt rümiert, „spanischer“ statt panischer Schreden, „Rustrohr“ statt Rohrpost, „spanierant“ statt bleu-mourant, „Fuselier“ für Brannweintrinker zc.

Durch Kehllaute bilden sich im Berliner Dialekte die Unprägungen wie Talsch, taltsch, Kalsch, kaltsch, Zuch, zuchig; oder die Verkleinerung in der Endung von Silben, wobei das „chen“ und „lein“ sich in ein „len“ umwandeln: Gaiselen, Jungelen usw. Die Lippenlaute nehmen ebenfalls eine Veränderung mit den Worten vor. Wo am Anfang eines Wortes P in Verbindung mit F auftritt, da macht der Dialekt hieraus entweder ein F wie Ferd, Fan, Fanne oder ein P wie Pote, Puhl. Ebenso verfährt er am Ende der Worte oder beim Auftreten von pf inmitten eines Wortes. In Kehllauten und Lippenlauten gefellen sich die Zahlwörter, welche, wie ganz allgemein im Plattdeutschen, das d zu t, das t im Anlaut zu d machen. Eine große Rolle spielt im Berliner Dialekt der Nasenlaut n, der ganze Silben aufhebt, indem der Sprechende sie durch das langgezogene oder in m umgewandelte n ersetzt und andeutet.

Sehr viel hat der Wortschatz des Berliner Dialektes auch von dem sogenannten „Jüdisch-Deutsch“ angenommen, was ihm einen sehr omischen Beigeschmack giebt. Dies stammt aus der Zeit, da eine finstere reaktionäre Geistesrichtung dem Juden noch seine staatsbürgerliche Gleichberechtigung bestritt, Zünfte und Gewerbe die Juden von der Ausübung des Handwerks ausschlossen. Zahlreiche Juden mußten damals ihre Existenz auf die jämmerlichste Weise, durch den Handel in der niedersten Formung fristen. Die ruhelos ihren Pöden schleppenden jüdischen Handelsproletarier kamen auf Herbergen und in Dorfwirtshäusern mit den wandernden Handwerksgehilfen, Vaganten usw., kurz dem Landstrafen-Proletariat in Berührung, welches die kurzen, komischen Kernwörter des sog. Jüdisch-Deutsch aufgriffen. Noch heute wimmelt die „Mundensprache“ davon. Die in Arbeit tretenden Handwerksgehilfen brachten die Ausdrücke ins Volk und so gingen sie in den Dialekt, zumal der Berliner, über.

Ein Teil der Redensarten des „richtigen Berliners“ stammt aus alten Pöffen. In der Blütezeit der Berliner Pöffe gab diese mehr als heute das geflügelte Wort. So z. B. die bekannte Redensart: „Ob Christian, ob Jhig, 's Jeschäft bringt's mal so mit sich.“ Sie stammt aus Kalsch's „Berlin bei Nacht“, oder: „Da siehste mir, da kasse mir, da haste deine Un'koffziet“ aus Friedrich's „Aid und Juste“. Andre wieder haben eine uralte Vergangenheit. So „Hannemann, jeh' du voran, du hast de Wasserstieveln an“, oder das liebliche: „Hant se, haut se, hant se; Hant se uff de Schnanze.“

Aus der guten alten Zeit stammen noch zwei Bezeichnungen, die sich bis heute erhalten haben. So wenn der Berliner die „Pöfische“ behartlich „Tante Pöffen“ nennt. Das Pendant dazu war früher „Onkel Spener“. Das stammt noch aus Klein-Berlin wie vieles andre, das völlig vergessen ist. So war zur Zeit, als Berlin noch seine Thorkontrolle hatte, es beim Abschied eine gebräuchliche Redensart anstatt „Adieu“ zu sagen: „Trühen Se'n Thorschreiber.“ Auch die früher oft gehörte Redensart: „Dazu jehört jewissermaßen doch Talent“ stammt noch aus der Glanzzeit der Berliner Lokalpöffe; sie ist ein Refrain aus Willens „Klaffer“. Fast verschollen ist auch die Art, wie sich früher die Berliner Schuljugend die Parallelschraube der Friedrichstraße von den Linden bis zur Kochstraße einprägten: „Unter den Linden tanzen die Vären, doch der französische Jäger schießt dem tauben Moren die Krone herab, wie Leipziger Lerchen, welche mit Krauene minze im Schüßelnmer gelocht werden.“ Dagegen hat sich bis heute erhalten die Bezeichnung „Kranzlerede“ für die Rede der Linden und Friedrichstraße, nach dem Konditor Kranzler, wie denn der „richtige Berliner“ jede Auchenfrau auch unfehlbar „Mutter Kranzler“ anreden wird. Aus der Zeit der Alleinherrschaft der alten Berliner Weißbierstuben stammt noch der Ausdruck „Klanweise“. Wenn jemand aus Berseken, um sie sich nahe zu ziehen, in die gemein-

schafliche Weise mit einem Finger über den Rand greift, so hatte er eine „Strafweise“ zu stellen, wozu er mit diesem Ausdruck beurteilt wurde. Manche Redensarten stammen von bekannten Persönlichkeiten. So wird zum Beispiel historisch dem alten Dessauer die Vaterschaft für den reizenden Vergleich: „Er sitzt wie 'ne Feuerzange uff'n dollen Hund“ zugeschrieben.

Die Golbe, die sich von ihrem Auleter nach Hause fahren läßt, wünscht heute einen „Tage“ oder einen „Beißladierten“, denn die „Droschke erster Jüte“ verschwindet allmählich aus den Berliner Redensarten. Auch die Markfrauen sind „modern“ geworden seit sie in Markhallen feithalten und titulieren jede höhere Tochter „Meine Dame“. Früher hieß jede Käuferin, auch die älteste Matrone, „Junge Frau“; daher das Witzwort: „Junge Frau — sind Sie nich die olle Millern?“

Der liebe Gott spielt in den Berliner Redensarten von altersher eine große Rolle. „Zotte doch“, „Ach Zotteln doch“, ruft auch heute noch die Köchin, wenn sie sich wundert, und „Nanu mach' Dir mi'n lieben Gott bekannt“ hört man noch oft, und mancher Trinker nennt noch einen guten Schnaps: „Det reene Wort Zottes“.

Was wäre der Berliner Dialekt ohne den „Aujust“, die „geniale“ Erfindung des alten Menz, die Verberlinerung des Bidelbering, des Hanswurst usw. In zahlreichen Variationen tritt „Aujust“ in den Berliner Redensarten auf. „Aujust mit de kalte la main.“ „Aujust, issst mal unter kommen.“ „Aujust, sah 'n Affen los.“ „Aujust, stoß de Vögel an, et kommt 'n Portujiese.“ „Aujust, um die paar Pfaffen weneuste?“ „Aujust, sprach sie, haste Freud? Scheide, sagt er, und verschwind.“ Und gerät dann aus der Fidelity der „richtigen Berliner“ in Trübstimmung, so kommt der Hund zu seinem Rechte. „Uff'n Hund kommen.“ „Det jönn' id keenen Hund.“ „Jd friere wie 'n junger Hund.“ „Wenn de Hunde did find, friert se.“ „Et is um junge Hunde zu kriegen.“ „Schimpfen Se doch nich gleich krummer Hund.“ „Jd jehse aus un wenn et junge Hunde rejent.“

Manches ist auch in die Geschäftssprache übergegangen. So z. B.: „Hier werden Rastermesser saufscheidend geschärft.“ „Hier können Familienkaffee locken.“ „Hier wird Spreewasser und andere kleine Fuhrer gefahren“ u. s. w.

So sind es die Wörter und Redensarten, die der Berliner Sprache ihren Charakter verleihen. — E. R.

Kleines Feuilleton.

— Die Verteilung der Sprachen auf der Erde. Mit lesen in der „Münchener Allgemeinen Zeitung“: Die chinesische Sprache ist nach der Zahl der Menschen, die sich ihrer bedienen, die am weitesten verbreitete Sprache, da sie von 300 bis 400 Millionen Menschen gesprochen wird. Alle europäischen Sprachen treten dagegen weit zurück, denn selbst das Englische wird nur von etwa 100 Millionen Menschen benutzt. An dritter Stelle steht die deutsche Sprache, für die der Statistiker des „Nouv. Géograph.“ 69 Millionen mobil macht, während sich nach der Berechnung von Paul Langhans unter Einbeziehung des Niederdeutschen die Summe von 85 Millionen ergibt. Dann folgt das Russische mit 67 Millionen. Die beiden früheren Weltsprachen, das Französische und das Spanische, müssen sich jetzt mit je 41 Millionen begnügen. Italienisch wird von 30, Portugiesisch von 18 Millionen Menschen gesprochen. Mehr als die Hälfte aller Zeitungen der Welt werden in englischer Sprache veröffentlicht. In den Vereinigten Staaten herrscht ein großes Gemisch von Sprachen, denn es giebt dort Zeitungen in 24 verschiedenen Idiomen. Die italienische Sprache ist außerhalb des Stammlandes hauptsächlich in Aegypten und in beiden Amerika verbreitet. Das Spanische ist sehr zurückgegangen, bildet aber im Handelsverkehr noch immer eine Sprache von größter Wichtigkeit. Besonders interessant ist eine Zusammenstellung über den Fortschritt der einzelnen Sprachen im Laufe der Jahrhunderte. Am Ende des 15. Jahrhunderts sprachen erst 4 Millionen Menschen englisch, und am Ende des 16. Jahrhunderts auch erst 20. Vom 15. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts war die deutsche Sprache nur bei 10 Millionen Menschen vertreten und vor hundert Jahren erst bei 31. Das Russische gar war vor 400 Jahren die Muttersprache von nur 3 Millionen und vor 100 Jahren von nur 30 Millionen. Selbst das Französische wurde am Ende des 15. Jahrhunderts erst von 10 Millionen Menschen gesprochen und hat seitdem eine zwar stetige, aber doch nicht sehr starke Ausbreitung gefunden. Ebenso ist die Entwicklung des Italienischen und Spanischen in den letzten 400 Jahren verhältnismäßig unbedeutend gewesen. Immerhin haben alle genannten Sprachen im Laufe des 19. Jahrhunderts einen Fortschritt erfahren, wie er vorher noch niemals vorgekommen war. Man muß dabei freilich in Rechnung ziehen, daß die Angaben für die früheren Jahrhunderte wohl an recht großen Unsicherheiten leiden. Auch für den jetzigen Stand sind die ermittelten Zahlen nicht sonderlich zuverlässig, denn eine ebenfalls jetzt von Carnac veröffentlichte Statistik giebt erheblich andre Ziffern als die oben erwähnten. Danach soll gegenwärtig Englisch von 116, Deutsch von 80, Russisch von 85, Französisch von 52, Italienisch von 54, Spanisch von 44 Millionen Menschen gesprochen werden. Nach dem in den letzten 400 Jahren stattgehabten Fortschritt der einzelnen Sprachen

rechnet Carliac aus, daß am Ende des 20. Jahrhunderts die Verteilung der Sprachen folgende sein werde: Englisch 640, Deutsch 210, Russisch 233, Französisch 85, Italienisch 77, Spanisch 74 Millionen. Allerdings ist es wohl kaum statthaft, anzunehmen, daß sich sämtliche Sprachen im Laufe des jetzt begonnenen Jahrhunderts noch ebenso stark weiter entwickeln werden, wie es in dem abgeschlossenen Jahrhundert der Fall gewesen ist. —

ek. **Wie die Tiere Modell stehen**, darüber teilt der bekannte Tiermaler Briton Rivière einige interessante Beobachtungen mit. Besonders Enten, Hühner und noch einige andre Vögel sind zum Modellstehen für den Tiermaler sehr geeignet. Möven sitzen dagegen sehr schlecht, und als Rivière vor einiger Zeit ein Pärchen, das er malte, in einem Käfig hielt, griffen sie einander mit solcher Wildheit an, daß sie getötet werden mußten. Von allen Tiermodellen bezeichnet der englische Tiermaler die zur Kagenfamilie gehörigen, Löwen, Tiger usw., als die schwierigsten. Wenn er im Zoologischen Garten malt, versucht ein Wärter mit Hilfe einer langen Stange, an der ein Stück Fleisch befestigt ist, einen Tiger dazu zu bringen, einige Sekunden bewegungslos zu verharren, doch selbst auf diese Weise glückt es durchaus nicht immer. Gewöhnlich nimmt Rivière zwanzig bis dreißig photographische Momentaufnahmen von dem Tiere, das er auf der Leinwand wiedergeben will, und arbeitet dann nach diesen Vorlagen. —

Kulturgeschichtliches.

— Daß das Prangerstehen in Berlin noch im Jahre 1850 Gebrauch war, wird in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“ erzählt. Noch vor 52 Jahren erlebte die Hauptstadt und Residenzstadt Berlin in ihren Mauern ein öffentliches Prangerstehen zweier Verbrecher, welches durch die folgende Notiz in der „Allgemeinen Gerichts-Zeitung“, Zeitschrift für Gesetz und öffentliches Recht“, Nr. 33, Berlin, den 24. April 1850, vermeldet wird. Der interessanteste Bericht lautet: „Am 22. April fand wieder einmal die öffentliche Ausstellung zweier Männer, welche sich des wissenschaftlichen Meineides schuldig gemacht hatten, statt. Es waren der ehemalige Wäldermeister, jetzige Viktualienhändler Lindemann und der Arbeitsmann Franke. Bald nach 8 Uhr morgens wurden beide Personen auf den Rolkenmarkt hinausgeführt und dort vor der Menge auf einen Tisch zur Schau ausgestellt, nachdem man ihnen ein großes weißes Schild, auf dem die Worte „Meineidiger Betrüger“ deutlich zu lesen waren, um den Hals gehängt hatte. Fast eine Stunde währte dies Schauspiel, ohne daß jedoch eine große Anzahl Menschen zu demselben sich eingefunden hatten, was teils durch die frühe Morgenstunde, in der die Ausstellung stattfand, teils dadurch, daß sie vorher wenig bekannt geworden, teils wohl auch durch die Ueberzeugung, daß sie für unser Zeitalter nicht mehr passe, hervorgerufen worden war. Wohl auch nur aus letzteren Gründe verhielten sich die Anwesenden ernst und ruhig, nur selten ließen sich Zeichen des Ergötzens hören, und sie gingen stets nur von Personen unreiferen Alters aus. Wir wünschen nicht wieder über eine gleiche Ausstellung berichten zu müssen.“ — Diesem Wunsche scheint die damalige politische Tagespresse sich dadurch angeschlossen zu haben, daß sie über diesen Fall des öffentlichen Prangerstehens als einer völlig veralteten Strafe mit möglichster Kürze berichtete; so widmete die in jener Zeit stark verbreitete „Urwähler-Zeitung“ dem Vorkommnisse nur wenige Zeilen und weiß auch nur von „wenigen Vorübergehenden“ zu berichten, welche das seltsame Schauspiel ganz zufällig mit anfaßen. —

Völkertunde.

— Das Leben nach dem Tode bei den Papuas. Neben die Vorstellungen der Papuas auf Deutsch-Neuguinea von dem Zustande nach dem Tode hat Missionar Hauke in Vanagu einige Aufschlüsse erhalten, über die er in den „Berichten der Rheinischen Missionsgesellschaft“ mittelt: „Jedes Dorf hat sein besonderes „gandjarum gogumu“ (Toten-Geisterdorf), und zwar denkt man sich dieses unterhalb des Platzes, wo sich das diesseitige Leben abspielt. Stirbt jemand, so wartet die Seele neben der Leiche sitzend, bis die Totengräber bewirkt und befohlet sind. Fällt die Bewirtung reichlich aus, so kommt das der abgeschiedenen Seele zu gut, denn mit den Dingen, d. h. mit deren Seelen geht sie ins Totendorf ab. Sie bilden gleichsam das Eintrittsgeld. Im Totendorf angekommen, verbirgt sich die Seele zuerst unter Bananenstauden, bis sie von irgend jemand entdeckt wird. Ist sie entdeckt, so kommen die Verwandten und holen sie zu sich ins Haus, wo sie bleibt, bis sie sich einigermaßen erholt hat und die Knochen wieder fest geworden sind. Beim nächsten Tanzfest wird der neue Bewohner bemalt und geschmückt und dem Publikum vorgestellt. Darauf geht dann das Leben in gewohnter Weise weiter. Eine Vergeltung, die jeden lohnt nach dem, wie er gehandelt hat bei Leibes Leben, giebt es nicht. Jeder kommt in das grandjarum gogumu, mit Ausnahme derer, die im Kampfe gefallen sind. Aber auch im Jenseits währt das Leben nicht ewig; noch einmal kommt der Tod und dann ist es ganz aus. Die gestorbenen Seelen freitbarer Leute werden dann zu Bäumen und Schlingpflanzen, die der Reichen zu großen Fischen und die übrigen zu weißen Ameisen. Diejenigen, die einen gefährlichen Panzer inne hatten bei Lebzeiten, sind freitlich auch dann noch zu fürchten, denn die Plätze, wo sie sich in Bäume zc. verwandelt haben, kann man ohne Gefahr nicht betreten; man würde sich Wunden, Krankheiten oder auch irgend welche verderbliche

Reinigungen zuziehen. Fast alle sittlichen Defekte werden auf diese Ursachen zurückgeführt und auch damit entschuldigt. —

Aus dem Tierleben.

— Die Perlen der Riesmuschel haben dem Professor Raphael Dubois in Lyon Gelegenheit zu einer interessanten Studie geboten, durch welche die schon früher von einigen deutschen Forschern aufgestellte Meinung, daß eindringende mikroskopische Tiere (Schmarozer) die erste Ursache zur Bildung der Perlen geben, bestätigt wird. Wenn man im August Riesmuscheln unterucht, die an gewissen Klüftenplätzen fast regelmäßig kleine wertlose Perlen enthalten — manchmal so zahlreich, daß das Tier ungenießbar wird —, so bemerkt man mit Erstaunen, daß sich dann vorwiegend nur Bruchstücke oder in Zerstückung begriffene Perlen darin vorfinden. Dagegen bemerkt man im Mantel des Tieres zahlreiche kleine gelbröthliche Punkte, die sich unter dem Mikroskop als junge Distomen von 0.4—0.6 Millimeter Länge, die im Begriff sind, sich einzukapseln, erkennen lassen. Die Einkapselung beginnt mit kleinen punktförmigen Stalkörperchen, die wie Kristalle wachsen und endlich sich zu einer Hülle zusammenschließen. Allmählich wird diese Hülle dichter, erscheint wie poliert und bekommt endlich Perl-schimmer, während der Kern einen kleinen schwarzen Punkt darstellt, der schließlich verschwindet, weil die Perle in der häutigen Taiche, die sie umfängt, durch Ueberlagerung immer neuer Perlmutterschichten wächst. Aber der eingeschlossene Schmarozer (Distomum margaritarum) ist innen nicht tot, er bleibt nur bis zum folgenden Sommer eingekapselt, dann wird die Stalkhülle blind und erweicht sich zu einer gelatinösen Masse, und die Schale geht in Trümmer, die man dann, dem Gries karivöer Zähne gleichend, in der Muschel findet. Dann erreicht der Parasit wieder seine freie Lebensperiode, vervielfältigt sich, und die jungen Distomen kapseln sich von neuem ein und bilden wieder kleine Perlen. Nur diejenigen von ihnen, in denen der Schmarozer abstirbt, entgehen der physiologischen Erweichung und wachsen zu größeren Perlen heran, welche somit den schimmernden Cartophag eines kleinen Eingeweidewurmes darstellen. —

Notizen.

— Der Giordano Bruno-Bund veranstaltet am 17. Februar, dem Todestage Brunos, im Vöhrgerianke des Rathhauses eine Gedenkfeier mit Recitationen aus Brunos Schriften; Dr. Otto Juliusburger spricht über „Giordano Bruno und die Gegenwart“. — Der ungelehrte Weg. Jules Claretie, der Direktor des Théâtre Français, soll, wie das „Berliner Tageblatt“ erfahren haben will, zum 1. April Theaterkritiker am „Figaro“ werden. — Max Pohl, der Charakterdarsteller des Schauspielhauses, ist um seine Entlassung aus dem Verbands dieser Bühne angekommen. — Das Trianon-Theater soll, wie Berliner Blätter melden, auf sechs Jahre von einem Konfession geachtet werden, das moderne Schauspiele und Lustspiele aufführen will. — Bolzogens „Buntes Theater“ bringt heute an Novitäten zur Aufführung: „Zufall“, ein Dialog von Ludwig Fulda, „Napoleon“, ein 24-Akter von G. v. Gumpen-berg und „Gefahren der Lyrl“, ein Vändelgang mit Karikaturen von Hermann Katsch. — Sudermanns „Es lebe das Leben“ brachte dem Wiener Burg-Theater die größte Einnahme, die das „neue Haus“ zu verzeichnen hatte; der Kassenrapport wies 7400 Kronen auf. — Das Philharmonische Orchester veranstaltet am 13. Februar einen Richard Wagner-Abend. — Die Temperatur des Fadens der elektrischen Glühlampe wurde kürzlich auf 1610 bis 1720 Grad festgestellt. Diese Feststellung forderte die Ueberwindung größerer Schwierigkeiten, weil der Faden sich im luftleeren Raum befindet. Die Versuche, welche einen französischen Physiker zu jener Zahl geführt haben, können nur an einer übermäßig angestregten Lampe vorgenommen sein, denn man rechnet nach der Pouilletischen Glühfarben-Skala, daß die blendende Weißglut bei 1500 Grad eintritt. Wenn auch das Glühen im luftleeren Räume andre Resultate ergeben kann, als in der freien Luft, so wird der Unterschied doch nicht so viel betragen, als jene Versuche erkennen lassen. Die Temperatur des Plattenbogens der elektrischen Vogenlampe, der bekanntlich der freien Luft ausgesetzt ist, wird seit langer Zeit allerdings mit durchschnittlich 2350 Grad angegeben; hier handelt es sich aber auch um das Verdampfen des Kohlenstoffs, während bei der Glühlampe nur ein Glühen des Kohlenfadens stattfindet. — Als Schymittel gegen das Verquellen des Holzes empfiehlt R. Behmer in der „Illustrierten Landwirtschaftlichen Zeitung“ folgendes Rezept: Ich löse in einer Flasche von 1/4 Liter Benzin so viel geschabtes Paraffin auf, bis das Benzin gesättigt ist. Von dieser Lösung streiche ich bei trockenem Wetter auf die ungeschügten Holzflächen mittels eines feinen Haarpinzels. Das Benzin dringt sehr schnell in das Holz ein und nimmt mit sich so viel Paraffin hinein, daß die Außenfläche ganz glatt wird und leicht gleitet. —